

dtv

Erstmals sind in diesem Buch zwei Romane vereint, die zwar unabhängig voneinander zu lesen, aber eng miteinander verbunden sind. In ›Bleib über Nacht‹ schildert Michael Köhlmeier die Geschichte einer schwierigen Liebe während des Zweiten Weltkriegs. Pauline ist dreißig, Ludwig vierundzwanzig und Soldat. Ein halbes Jahr später heiraten sie – bis dahin waren sie elf Stunden zusammengewesen. In der Hochzeitsnacht können sie nicht miteinander schlafen, sie sind einander zu fremd – doch Pauline kämpft um ihre Liebe. In ›Geh mit mir‹ begegnet man einem Sohn, der zurückkehrt in seine Heimat, zu seinen Eltern, die noch immer in dem kleinen Wochenendhäuschen am Bodensee wohnen. Eigentlich ist der Sohn aus Sorge um den Vater gekommen – doch es dominiert die Nähe zu seiner Mutter. Zusammen mit ihr bricht er noch einmal zu einer ungewöhnlichen Reise auf.

Michael Köhlmeier berichtet aus seiner eigenen Familiengeschichte, geht den sonderbaren Ausdrucksformen unserer Gefühle nach und der Unerklärlichkeit der Liebe.

Michael Köhlmeier wurde 1949 in Hard am Bodensee geboren und lebt in Hohenems/Vorarlberg und in Wien. Zuletzt erschien seine Novelle ›Der Mann, der Verlorenes wiederfindet‹ über Antonius von Padua.

Michael Köhlmeier

Bleib über Nacht

Geh mit mir

Zwei Romane

dtv

Von Michael Köhlmeier ist bei dtv
außerdem u. a. lieferbar:
Dein Zimmer für mich allein (8226)
Abendland (13718)
Die Musterschüler (13800)
Idylle mit ertrinkendem Hund (13905)
Madalyn (14127)
Zwei Herren am Strand (14468)
Das Sonntagskind (14524)
Das Mädchen mit dem Fingerhut (14617)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



3. Auflage 2018
2010 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlages München
© Carl Hanser Verlag München 2010
© Michael Köhlmeier 1993, 2000
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: magnum/Elliott Erwitt
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Aldus 9,75/12
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13855-0

Bleib über Nacht

*Bleib über Nacht. Morgen, so er dich
nimmt, wohl; gelüftet's ihn aber nicht,
dich zu nehmen, so will ich dich nehmen,
so wahr der Herr lebt. Schlaf bis zum
Morgen.*

Das Buch Ruth, 3.13

Erster Teil

Erstes Kapitel

1

Es begegneten einander ein Mann und eine Frau, der Mann trug eine Uniform mit einem Dolch als Schmuck, denn er war Leutnant. Die Frau schob ein Fahrrad. Sie hatte ihr Haar an den Schläfen mit zwei Kämmen gestrafft und im Nacken hochgesteckt. Ihr Gesicht war herzförmig, und an manchen Tagen ärgerte sie sich darüber, denn ihr Spiegelbild sah zufriedener aus, als sie es sich wünschte.

Der Mann war vierundzwanzig Jahre alt, und noch gar nichts Eigenes in seinem Leben hatte er erledigt. Er war groß und mager und pfeilgerade. Er hatte kurzgeschorenes Kraushaar, eine hohe, streng begrenzte Stirn und schmale Züge, und obwohl er Soldat war, glaubte er, daß er ein langes und wichtiges Leben vor sich habe und eine achtunggebietende Laufbahn dazu, das war ihm ins Gesicht geschrieben. An einem freien Nachmittag ging er mit dem Kameraden Julius Neustedt durch den Hofgarten in Coburg. Dort begegneten sie einander.

Die Frau arbeitete als Sekretärin in der Handwerkskammer, und sie war gewohnt, am Sonntag ihre Freundin Hilla Medicus auf dem Schloßplatz zu treffen und mit ihr hinauf zur Veste zu spazieren. Es war Sonntag und Frühling. Der erste Frühlingstag. Die ungeschlachte Luft der vergangenen Wochen war milde geworden. Die beiden Frauen wollten von der Veste aus über die Brandensteinsebene, am Eckardtsturm vorbei, zur Eckardtsklause radeln und dort eine Tasse

Kaffee trinken. Wären sie ohne ihre Fahrräder gewesen, wahrscheinlich würden sie der Mann und sein Freund nicht angesprochen haben. Denn der Mann war nicht einer, der Frauen auf den Wegen anspricht, und Julius Neustedt tat, was der Mann tat, und was dieser unterließ, das unterließ er auch. Die beiden Frauen aber sahen aus, als mühten sie sich mit ihren Rädern, und in kleiner Not fallen die kleinen Grundsätze als erstes.

Der Mann sagte: »Dürfen wir Ihnen behilflich sein?« Oder so ähnlich. Er nahm die Lenkstange mit einer Hand, mit der anderen gestikulierte er beim Reden. Seine Arme zirkelten große Bereiche ab, und seine Worte taten dasselbe. Es redete sich zu viert viel leichter als später zu zweit.

Die Frau war dreißig, wurde dreißig im Dezember, sagte aber, sie sei bereits dreißig, weil sie das Erstaunen darüber genoß. Sie sah jünger aus. Zwei Männer, die sie geliebt hatte, waren bereits gefallen. Der dunklere von beiden hatte nach der Natur gezeichnet, die Frau hatte ihm manchmal Modell gestanden. Er starb als einer der ersten. Sein Tod stürzte sie in Hoffnungslosigkeit und Scham. Weil jeder denkt, daß auch das Unglück recht hat, wo es zuhaut. Sie haderte mit Gott. Als dann auch der zweite, der Weißblonde, umgekommen war, biß sie die Zähne zusammen. Ihn hatte sie seit ihrer Kindheit gekannt. Er war eine sichere Sache gewesen. Sie überzählte ihre Lebensjahre und beschloß, sich bei Gelegenheit schnell und kühn zu entscheiden. »Nur höflich soll er sein, das schon«, sagte sie zu Hilla Medicus, »und wenn es irgendwie geht, katholisch.« Aber die war ja noch jung, die Hilla, erst zweiundzwanzig. Außerdem war sie protestantisch. Bei denen hatte das Wort *Mischehe* nicht solches Gewicht.

Die Frau war zierlich von Statur. Aber sie hatte starke Hände. Das Fahrrad zur Veste hinaufzuschieben, hätte ihr keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Ihre Augen waren blau und blank, ihre Großmutter hatte immer gesagt, »deine Au-

gen, mein Kind, und dem Rothschild sein Geld«, und das war eine ganze Menge. Ihre Brauen hatten einen hohen Schwung, das sah übermütig aus. Niemand wußte, machten die Augen den Schelm, oder machte der Schelm die Augen. Sie war katholisch, und Coburg war eine protestantische Stadt. Die Katholiken bildeten eine festgegründete Gemeinde, und von Kindheit an hieß es, wir leben in der Diaspora. Das war ihr vorgekommen wie ein Haus voll von komischen Winkeln und ellenlangen Strafbänken, wo in jeder Nische ein Heiliger versteckt war, den es vor den Angriffen der Protestanten zu bewahren galt, was in erster Linie dadurch geschah, daß man seinen Namen, seine Leidensgeschichte und seine Fürbittzuständigkeit kannte.

Linden, Kastanien, Ulmen und Eschen säumten den Weg. Die Äste hatten schon ihr Laub, und die Kronen wölbten sich über den Spaziergängern.

»Woher stammen Sie?« fragte die Frau. Denn die Sprache des Mannes hatte eine Färbung, die ihr unbekannt war.

»Ich bin Österreicher«, sagte er.

»Und ich habe Sie für einen Schweizer gehalten«, sagte Hilla Medicus.

»Ich ihn zuerst ja auch«, sagte Julius Neustedt.

Der Mann lachte laut und wirkte wie ein fertiger Mann.

»Was hätte ich dann hier verloren in dieser Uniform! Ich bin Österreicher!«

»Schrei nicht so«, sagte Julius Neustedt und entschuldigte sich für ihn: »Er ist ein Bauer.«

Die Erfahrungen des Mannes bestanden aus Krieg. Vor allem Front. In einer Woche wird er einen Familienvater, vierzigjährig, in seinen Armen gehalten und mit Gutzureden versucht haben, ihm das schluckaufhafte Schluchzen wegzubringen. Davon wußte der Mann an diesem Sonntag freilich noch nichts, aber er hätte es für möglich gehalten. Er fühlte sich stark und zukunftsfröh. Von Anfang an war

er verliebt in die kleine Frau, die neben ihm ging. Durch die Liebe wird der Krieg leichter und schwerer zugleich. Das erste, weil man sie wenigstens gehabt hat, das zweite, weil man sie um alles in der Welt weiter haben möchte. Vielleicht war er schon einige Male verliebt gewesen – wenn das bedeutete, daß einem dann Gedanken kamen, die es wert waren, niedergeschrieben zu werden. Den einen oder anderen Gedanken in seinem Leben hatte er schon zu Papier gebracht.

Die vier waren noch gar nicht weit gegangen, da drehten sich die Gespräche nur noch um den Mann und die Frau. Hilla Medicus machte Werbung für sie, Julius Neustedt für ihn.

»Sie kann furchtbar forsch sein«, sagte Hilla Medicus, »ich muß da jeden warnen!«

»Ach, Hilla«, sagte die Frau, »hör auf, ich bin doch kein Kind mehr!«

»Sie kann vor die Leute hintreten«, sagte Hilla. »Soll ich erzählen, wie du's letzte Woche beim großen Hoffmann gemacht hast?«

»Ach, bitte, hör auf, Hilla«, sagte die Frau. Sie wußte nicht, ob es hier von Vorteil war, eine dezidierte Art zu haben.

»Ja, bitte, erzählen Sie doch«, sagte Julius Neustedt. Er tat neugierig. Der Mann nicht. Obwohl er's war. Er blieb still. Aber er lächelte ein wenig in sich hinein.

Julius Neustedt war ein Hesse aus Lollar, er hatte einen gutgepolsterten Rücken und massige Beine, mit denen er beim Gehen einwärts schlenkerte. Er machte einen schreckhaften Eindruck und hatte sich dem Mann angeschlossen, weil der alles, auch die große Angst draußen, interessant und betrachtenswert fand. Bei einer Amputation habe er, erzählte jetzt Julius Neustedt, die Hand des Patienten gehalten und ihm jeden Vorgang punktgenau geschildert. Der Patient sei nur wenig betäubt gewesen, und das habe geholfen.

Die Frauen schlenderten neben den Soldaten her, die ihnen

die Räder schoben. Wer wem gefiel, war ja klar, wie seit Beginn ausgemacht. Der Mann, der so wenig Erfahrungen in der Liebe hatte und an allem interessiert war, schwärmte später manchmal davon. Vergoldete diese Stunde. Begeisterte sich an der Parteilichkeit des Zufalls. Deswegen, weil der Zufall zu ihnen geholfen habe. Oben bei der Veste flog ein Taschentuch von der Brüstung, und der Mann stieg über die Mauer und an den Felsen hinunter und holte es herauf und sagte, in seiner Heimat könnten das sogar die Schulbuben. Er sagte *die Schulerbuben*, nicht die Schulbuben. In seiner Heimat sage man *Schulerbuben*, nicht Schulbuben. Da war in den Herzen schon viel bereitet.

Im Burghof stolzierten auch noch andere Soldaten umher, manche hatten junge Frauen am Arm, manche rauchten Zigaretten und saßen dabei auf den alten, gußeisernen Kanonen, die durch die breiten Scharten in der Mauer auf das Land hinaus zeigten. Die Soldaten hoben die Hand an die Mütze und grüßten den Mann.

»Sind Sie katholisch?« fragte Hilla Medicus und drückte der Frau ein Auge.

»Also weißt du, das geht dich doch wirklich nichts an!« empörte sich die Frau.

»Bei uns sind alle katholisch«, sagte der Mann. »So oder so. Aber wichtig ist es nicht.«

Die Frauen verzichteten schließlich ganz aufs Radfahren, kein Wort wurde darüber verloren, die Männer schoben die Räder den ganzen Weg, und so rauschten sie knöcheltief durch das Buchenlaub des vergangenen Herbstes.

Zwischendurch ergab es sich, daß der Mann und die Frau ein Stück weit voran und allein waren. Da wurde es still. Aber die Stille war ihnen nicht lästig. Eigentlich ist er zu groß für mich, dachte sie, sogar zu seinen Schultern muß ich aufschauen. Seine Zähne waren unregelmäßig, und das ließ ihn noch jünger erscheinen. Ihr gefiel das alles. Alles an ihm gefiel ihr.

Für Julius Neustedt und Hilla Medicus war es nur eine kurze Sache gewesen. Namen und Adressen wurden auf Zettel geschrieben, und die Zettel gingen verloren. Der Mann und die Frau aber trafen sich schon am nächsten Tag wieder. Das hatten sie heimlich vereinbart. Und weil der Mann gar nichts, aber auch gar nichts in Coburg kannte, verabredeten sie, sich wieder im Hofgarten zu treffen. Im Veilchental. Das sei dort, wo der Weg durch die offene Wiese führt.

»Mitten auf dem Weg!« sagte sie.

»Ja«, sagte er, »mitten auf dem Weg.«

»Und in jedem Fall?«

»In jedem Fall.«

Es regnete. Der Soldat hatte keinen Schirm. Ein Soldat trägt keinen Schirm. Er hätte sich ein Stück weit unterhalb des Weges zwischen die dunklen Bäume des Parks stellen können. Aber wer weiß, vielleicht wäre dann die Frau nur bis zum Waldrand gegangen, hätte gedacht, er ist nicht da, und wäre wieder umgekehrt.

Der Mann war viel zu früh an der verabredeten Stelle. Fast eine Stunde lang wartete er im Regen. Dann sah er sie.

Sie kam den Weg heraufgelaufen, in ihrem Cape wirkte sie wie ein Kind. Sie winkte ihm mit ihrem Schirm zu, einem gelben Schirm mit umbrafarbenen Streifen und lackiertem Holzgriff. Auf seiner Mütze hatte sich ein See gebildet. Der fiel ihr auf die Hände, als er sich vor ihr verneigte. Sie gab ihm den Schirm. Wie hätte sie auch den Schirm über ihre beiden Köpfe halten können, wo sie doch um soviel kleiner war als er.

Sie spazierten zur Veste hinauf, er erzählte von seiner Heimat – »weil Sie gestern danach gefragt haben« –, daß der Föhn im Frühling Sehnsuchts- und Fernwehgerüche bringe und den Schnee von den Bergen schleife. So drückte er sich

aus. Er fuchtelte mit dem Schirm durch die Luft, drehte ihn und balancierte ihn auf einem Finger. Die Frau fing von Rilke an und von Walter Flex. Kenne er nicht, sagte er, und sie lobte Rilke und hielt nicht viel von Flex, das machte ihn wortkarg, weil er fast gar nichts dazu zu sagen wußte.

Sie nahmen den unteren Weg bei der Brandensteinsebene, weil der obere Weg gesperrt war, da warteten die Fieseler Störche.

»Wohin gehen wir?« fragte er.

»Wohin wollen Sie?«

»Sie wissen doch, ich bin hier fremd.«

»Was machen Sie denn den ganzen Tag?«

»Ich weiß es nicht. Ich könnte es Ihnen nicht sagen. Warten wahrscheinlich.«

»Sie sitzen in der Kaserne und warten?«

»Nein. So nicht. Warten ist der falsche Ausdruck. Es gibt viel zu tun.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Bei so vielen Männern. Da gibt es viel zu tun. Dasitzen gibt es nicht.«

In ihrer Unterhaltung trat eine Pause ein. Sie kamen an Sträuchern vorbei, die waren über und über voll von weißstrahligen Blüten. Die Zweige neigten sich tief hinunter, denn sie waren schwer vom Regen.

»Nein, warten ist der völlig falsche Ausdruck«, wiederholte der Mann, und es klang nachdenklich, als ob die Frage der Frau, die nun schon eine Weile zurücklag, ein besonders sorgsames Abwägen beim Finden der Antwort verlangte. Vielleicht aber war er auch nur für einen Augenblick abwesend.

Sie sagte: »Ich verstehe.«

Und er grad noch einmal: »Warten ist der falsche Ausdruck. Obwohl wir natürlich schon warten.«

Und sie: »Ich verstehe.«

Und schließlich er: »Aber morgen geht's ja wieder ab. Nach Polen. Leider. Dann ist auch das Warten vorbei.«

Er hielt den Schirm am ausgestreckten Arm. Sie wollte nicht zu nahe bei ihm sein, aber sie wollte auch nicht, daß er allein im Regen stand und sie unter dem Schirm, und darum trat sie einen Schritt zurück, und nun bekamen sie beide den Regen ab, und der Schirm war für den Weg da.

»Ich nehme Sie mit zu mir nach Hause«, sagte sie. »Meine Mutter und ich werden Ihnen die Uniform aufbügeln, und Sie trinken einstweilen eine Tasse Tee, sonst erkälten Sie sich, und ich wär schuld.«

Dann fiel ihnen nicht mehr viel ein, was sie hätten bereden können, und sie dachte, ob er mich für zu stürmisch hält.

»Er hat nichts übriggelassen, hat alles allein gemocht«, erzählte die Frau später ihrer Freundin Hilla Medicus. Sie meinte damit den Rest Marmorkuchen, den ihre Mutter dem Leutnant vorgesetzt hatte. Er habe mit wenigen großen Bissen alles weggeputzt und dabei den Kopf in den Nacken gelegt. Damit ihm die Brösel in den Mund fielen und nicht auf den Teppich.

Am Abend, als seine Uniform getrocknet war, fragte er sie beim Abschied, ob sie ihn nicht duzen wolle, er wolle sie nämlich gerne duzen.

Es hatte zu regnen aufgehört. Sie trat mit ihm vor das Haus und lehnte sich an die Mauer, um ihn noch einen Augenblick hier zu halten. Sie hatte sich eine Strickjacke über die Schultern gelegt. Das sollte zeigen, daß man sich nicht unbedingt beeilen mußte. Der Himmel hatte im Westen aufgerissen, die Veste ragte wie ein Scherenschnitt in das saubere Blau.

»Wir haben den schönsten Blick auf die Veste«, sagte sie. »Wir sehen gerade auf die breite Seite.«

»Das stimmt«, sagte er, »alle Photographien, die ich von der Veste kenne, zeigen sie von dieser Seite.«

»Die Bilder sind von hier oben geknipst worden«, sagte sie.

»Wie ein großes Schiff aus Stein«, sagte er.

Eine Weile schauten sie hinüber zur Veste, um die der Himmel allmählich dämmrig wurde.

»Den schönsten Himmel«, sagte er, »habe ich in Polen gesehen. Der Himmel sieht an den verschiedenen Orten ja nicht nur verschieden aus. Er ist tatsächlich verschieden, weißt du.«

Sie nickte und merkte, daß es ein ungeduldiges Nicken war. Sie verstand ihre Ungeduld nicht. Sie wollte ja nichts anderes, als hier vor dem Haus stehen und noch ein wenig mit diesem Mann reden.

»Man dürfte den Himmel nicht photographieren«, sagte sie. »Das ist immer enttäuschend. Auf dem Photo sieht das enttäuschend aus. Man weiß beim ersten Hinsehen gar nicht, was da eigentlich photographiert worden ist. Man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß der Himmel photographiert worden ist.«

»Man muß das Einmalige in der Seele bewahren«, sagte er.

Sie nickte. »Hast du einen Photoapparat?«

»Nein«, sagte er.

»Ich habe einen«, sagte sie. »Aber ich knipse selten. Das ist schade.«

Er gab ihr recht. Sie warf ihm einen forschenden Blick zu, denn ihr kam vor, er rede nur so drauflos und denke derweil etwas anderes. Sie redete nämlich so drauflos und dachte derweil an etwas anderes.

Sie begleitete ihn bis hinunter zur Kreuzung beim Gefängnis. Den Abschied schmückte er mit einem Späßchen aus, und sie nahm traurig ihren Weg zurück.

Am Dienstag ging der Krieg für ihn weiter.

Der Mann und die Frau schrieben einander. Die Briefe nahmen lange Wege. Aber sie kamen alle an. »Lieber Ludwig«, schrieb sie, und als Absender: »Pauline Laube.« Monate über Monate. Er schrieb: »Meine liebe Line.« In der Feldpostliste stand Ludwig Juen. Das war ein Name, wie man ihn in Deutschland nicht kannte.

Zu Anfang ließ sie seinen Briefen einen Vorsprung. Erst als sein zweiter Brief angekommen war, schickte sie ihren ersten. Und nach seinem vierten Brief folgte ihr zweiter.

Im ersten Brief stellte er sich vor, nannte sein Geburtsdatum und bedauerte, daß er die Realschule wegen des Kriegsausbruchs nicht habe beenden können. Daß sein Vater gestorben und seine Mutter eine willensstarke Frau sei, schrieb er, und in spaßigem Ton erzählte er von seinen beiden Brüdern, Jakob und Kaspar. Sein Elternhaus sei an einen Stall angebaut und an eine Scheune und liege ganz in der Nähe des Bodensees. Er gestand auch, daß er Nichtschwimmer sei. Im letzten Satz des Briefes erst kam er auf Pauline zu sprechen: »Ich denke immer an Dich.«

Trotz ihrer Entschlossenheit war Pauline dankbar, daß Ludwig mit dem Schreiben begonnen hatte. Sie hätte es nicht fertiggebracht. Sein Bild war sehr schnell in ihr verblaßt, und es wäre gewesen, als schriebe sie in die Luft hinein. Sie war es nicht gewohnt, persönliche Briefe abzufassen, und sie befürchtete, daß sie den ersten Ton nicht richtig träfe und in der Folge ein Bild von sich entwürfe, das gar nicht wirklich war. Und angenommen, Ludwig würde eines Tages wieder in Coburg auftauchen, dann müßte sie gegen dieses Bild antreten. Gegen ein Bild aber kann man nicht antreten.

Sie bat den Kommerzienrat Grimm, ihren Vorgesetzten in der Handwerkskammer, um einige Briefbogen vom *Feinen*, und als er ein Gesicht machte, als wollte er »Sapperlot!«

sagen, da zog sie die Nase kraus und nickte. Er war ihr gewogen, und sie mochte ihn gern.

Zu Hause entwarf sie einen Brief auf Konzeptpapier, und nachdem Ludwigs zweiter Brief angekommen war, übertrug sie den ihren, ohne etwas daran zu ändern, auf das *Feine*. Der Brief enthielt eine beiläufige Schilderung ihres Alltags in der Handwerkskammer, einen Satz, daß sie sich sehr auf seinen nächsten Brief freue, und einen weiteren Satz, daß sie viel über den Himmel und seine Verschiedenartigkeit nachdenke. Damit der Ton leicht und ungezwungen wirkte, setzte sie fast nur Beistriche und wenig Punkte. Diese kleine Eigenart erlaubte sie sich.

Im selben Maße, wie ihr Ludwigs Briefe vertrauter wurden, schwand ihre Erinnerung an sein Gesicht, seine Schultern, seine Hände, seine schlanke Brust in der engen Uniformjacke. Das Schreiben fiel ihr dadurch aber nur leichter, und bald schrieb sie die Sehnsucht nieder, die lange vor diesem Leutnant in ihr gewesen war. Ihre Briefe wurden von Mal zu Mal länger. Auf seine Fragen antwortete sie nicht. Seine Briefe überflog sie und hielt nur dort inne, wo er von ihr sprach. Der Briefwechsel wurde unrhythmisch. Manchmal schickte sie drei Briefe ab, ehe sie seinen nächsten erhielt. Auch im Büro, wenn gerade nicht viel zu tun war, warf sie schnell ein paar Sätze auf einen Zettel, die sie dann zu Hause auf Briefpapier abschrieb. Sie sah Ludwig vor sich, wie er die Hand zum Hinterkopf führte, um seiner Mütze mit einem festen Ruck einen lässigen Sitz zu geben. Er hatte kein Gesicht mehr.

An schönen Tagen machte sie nach der Arbeit einen Umweg durch den Hofgarten. Eine hartnäckige Trauer war in ihr, die ließ sich nicht erweichen. Sie dachte über den Umstand nach, der ihr Ludwig zugeführt hatte. Sie sagte sich, es gebe keine Zufälle. Jener Tag sei ihr als der wichtigste aller ihrer Tage vorgezeichnet gewesen. Denn vor dem Zufall empfand sie Abscheu. Ein Leben aus dem Zufall war ohne Sinn und

ohne Trost. Eine gräuliche, klebrige Sauce, zusammengewürfelt aus allem nur Denkbaren. War nicht die Religion eine Brandmauer gegen den Zufall? Aber wenn es den Zufall doch gab? Wenn das Banale und das Erhabene sich gleichermaßen vom Zufall herleiteten? Wenn selbst die Liebe zufällig war? Sie trug sich Argumente vor: daß sie nie vorher und nie mehr seither im Hofgarten von einem Mann angesprochen worden sei. Das war ein schwaches Argument für ein Vorbestimmtsein, so schwach, daß sie darüber lachen mußte. Zufällig hatten sie sich gefunden, zufällig konnten sie sich wieder verlieren – und wenn es so war? Sie glaubte, sich an ihren Gedanken zu erinnern, als sie Ludwig zum ersten Mal angesehen hatte: Wenn er der Richtige ist, dann habe ich Pech, denn er ist Soldat und kann bald sterben.

An der Stelle, wo Ludwig im Regen auf sie gewartet hatte, zog sie mit dem Absatz eine Markierung in den Kiesweg. Sie schalt sich eine einfältige Liese. Sie sah den Zwiebelturm der Morizkirche hinter den Bäumen aufragen. Auf seiner Spitze stand ein eiserner Hahn. Es war ihr, als hätte sie sich schon von der Stadt verabschiedet. Die Heiligen, dachte sie mit wehmütvoller Ironie, die kann man sich überallhin aufbuckeln, die wiegen nicht die Welt.

Ein Liebespaar kam ihr entgegen. Die beiden blieben mitten auf dem Weg stehen und streichelten sich und küßten sich und beschnupperten einander. Aber es sah nicht zärtlich aus, es sah aus, als kontrollierten sie etwas an ihrer Kleidung und ihrem Teint und ihren Frisuren; als wäre ihr Karessieren eine notwendige Vorbereitung zu einer Veranstaltung, einer Art Maskenball vielleicht. Der Mann und die Frau bemerkten, daß sie beobachtet wurden. Sie gingen vom Weg ab und verschwanden unter den Kastanienbäumen. So wie die beiden auf mich möchte ich nicht, daß Ludwig und ich auf andere wirken, dachte Pauline.